

Morus Markard

Gramsci und psychologische Praxis oder: Psychologische Praxis als Austragungsort ideologi- scher Konflikte*

Was die Kritische Psychologie angeht, wie sie in Berlin im unmittelbaren Arbeitszusammenhang um Klaus Holzkamp entwickelt worden ist, so kann überhaupt keine Rede davon sein, daß Gramscis Werk bei der Ausarbeitung unseres Ansatzes irgendeine tragende oder systematische Rolle gespielt hätte, und das soll auch hier nicht vorgespiegelt werden.

Möglichkeiten und Anlässe zu einer Auseinandersetzung mit Gramsci hätte es durchaus gegeben, nicht nur, weil einige Gramsci-Texte und –rezeptionen zu Beginn der Entwicklung der Kritischen Psychologie schon in Übersetzung vorlagen, sondern vor allem, weil es in anderen kritisch-psychologischen oder sich auf die Kritische Psychologie beziehenden Arbeitszusammenhängen eine rege Gramsci-Diskussion gab, insbesondere im von W.F. Haug koordinierten „Projekt Ideologie-Theorie“ (exemplarisch: Elfferding & Volker, 1979).¹ Vor allem aber entwickelten sich innerhalb unseres Arbeitsansatzes spätestens mit dessen systematischem Bezug auf Probleme psychologischer Praxis² (vgl. Holzkamp 1988, Markard & Holzkamp 1989) Problemstellungen und –sichten etwa über das Verhältnis von wissenschaftlichem Wissen und alltäglichen Vorstellungen, die für eine marxistisch orientierte Psychologie eine Auseinandersetzung mit Gramsci geradezu unvermeidlich machen. So kann man wohl sagen, daß kritisch-psychologisch inspirierte professionelle Praxis auf Probleme stößt, die sich mit Gramsci, den wir zu rezipieren beginnen, so hoffe ich, generell besser verstehen lassen.

* Beitrag zur Gramsci-Tagung des Berliner Instituts für kritische Theorie (InkriT), 18.-20. April 1997. Da sich die Veröffentlichung des Blocks mit den Tagungs-Beiträgen verzögerte, habe ich meinen Beitrag um auf nach der Tagung veröffentlichte Literatur ergänzt.

¹ Die wissenschaftliche und politische Gemengelage, in der die seinerzeitigen Auseinandersetzungen zwischen dem „Projekt Ideologie-Theorie“ und unserem Arbeitsansatz der Kritischen Psychologie stattfanden, bedürfte vielleicht einer eigenständigen Aufarbeitung (auch in kritisch-ergänzender Diskussion der Sicht W.F. Haugs [1995] und F. Haugs [1995] darauf).

² Diese Beschäftigung mit Praxisfragen war, wenn man so will, unter den zu diesem Zeitpunkt entwickelten subjektwissenschaftlichen Vorzeichen die Wiederaufnahme eines Ausgangsproblems der Herausbildung der Kritischen Psychologie, des „Relevanzproblems“ der Psychologie nämlich (vgl. Holzkamp 1970; Markard 1995).

Hier kann es jedoch nur darum gehen, *einen*, allerdings, wie ich meine, wesentlichen Aspekt, psychologischer Praxis zu beleuchten, für den sich Gramsci – in weiter gestecktem Rahmen als dem der Psychologie – interessierte: das Verhältnis wissenschaftlichen Wissens zum von ihm sogenannten „Alltagsverstand“, insbesondere – natürlich – des wissenschaftlichen Wissens „demokratischer“ WissenschaftlerInnen zum „Alltagsverstand“, also jener WissenschaftlerInnen, die, mit Gramsci formuliert, sich in ihrer Arbeit nicht auf das „eigene physische Individuum beschränken“, sondern in einem „tätigen gesellschaftlichen Verhältnis zu Veränderung der kulturellen Umwelt“ sehen (Gramsci, „Philosophie der Praxis“ [PP], 1336).

Wenn dieser „Alltagsverstand“ – in Rezeption und Reproduktion gesellschaftlicher Denk- und Praxisangebote und eingelassen in gesellschaftliche Klassen- oder Interessenwidersprüche – zwischen ‚Realismus‘ (gegenüber praxisfernen Schrullen) und Borniertheit (gegenüber historisch möglicher [wissenschaftlicher] Reflexion) changiert, kann die Kritik des Alltagsverstandes nicht von vornherein in seiner bloßen Negation bestehen. Vielmehr müssen die von ihm bestimmten Denk- und Praxisweisen auf eben das Verhältnis von Realismus und Borniertheit und dessen pragmatische – ggf. brüchige – Funktionalität hin analysiert werden: m.a.W. sie müssen *reinterpretiert* werden.³ Das bedeutet, daß das kritisch-psychologische Erkenntnisprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung (zu konkreten Problemen damit vgl. Markard 1995) systematisch(er) auf die Analyse des Alltagsverstandes ausgeweitet werden muß.⁴ Ich beschränke mich hier auf wenige Aspekte dieses Problems.

³ „Die Philosophie ist die Kritik sowie die Überwindung der Religion und des Alltagsverstandes und fällt in diesem Sinne mit dem ‚gesunden Menschenverstand‘ zusammen, der sich dem Alltagsverstand entgegensetzt.“ (Gramsci, PP, 1377) Dieses „Zusammenfallen“ schließt eben ein, den Alltagsverstand als widersprüchliches Ensemble von Bornierung und Erkenntnis zu begreifen. Der Terminus „gesunder Menschenverstand“ hat ersichtlich nicht die populistische oder denunziatorische Bedeutung, wie wir sie kennen (für einen Überblick über die historisch vermittelten Probleme der [Übersetzung] von Termini wie common sense, Alltagsverstand, Menschenverstand vgl. Jehle 1994).

⁴ Dies wiederum schließt nicht nur eine historische Konkretisierung der Denkformanalyse, wie sie in Holzkamps „Grundlegung der Psychologie“ (1983) theoretisch und methodologisch angelegt ist, ein, sondern als Voraussetzung dieser Konkretisierung auch die Rezeption zeitgenössischer gesellschaftstheoretischer Entwicklungen – wesentliches Anliegen des letzten Kongresses Kritische Psychologie 1997 (vgl. Fried et. al. 1998). In ihrer Diplomarbeit hat C. Kaindl (1998) dieses Anliegen dadurch aufgegriffen, daß sie – in Auseinandersetzung mit Baller (1995) – u.a. *aktuelle marxistische* gesellschaftstheoretische Entwicklungen als für die Kritische Psychologie relevant analysiert hat – entgegen dem Verfahren, *Marx'sche* Analysen als den letzten Stand *marxistischen* Denkens und damit letzteres als doch – gegenüber etwa zeitgenössischen (und – geistigen) postmodernen Gesellschaftsanalysen – leicht verstaubt auszugeben.

In seine ausführlichere Behandlung wären auch neuere Diskussionen um das Verhältnis von Grundwissenschaft und Anwendung in den Sozialwissenschaften einzubeziehen, in denen die Vorstellung problematisiert wird, daß dem wissenschaftlichen Wissen per se eine größere Rationalität zukomme als dem vorwissenschaftlichen, alltäglichen, praktischen Wissen. Unter dieser – eben infrage gestellten – Voraussetzung besteht das Ziel wissenschaftlicher Forschung darin, das Rationalitätsgefälle zwischen beiden Wissensarten zu verringern und auf diese Weise gesellschaftliche Praxis zu verwissenschaftlichen. Daran wird kritisiert, daß außer acht gelassen werde, daß sich die Produktion wissenschaftlicher Argumentationen nach anderen Regeln vollziehe als ihre Verwendung. Einschlägig ist hier die im Feld wissenschaftlicher Politikberatung entwickelte „Two-Communities-These“, die erklären soll, warum die Verwendung von Wissenschaft anders verläuft als von den Wissenschaftsproduzentinnen und -produzenten intendiert. Dies, so die „Two-Communities-These“, liegt daran, daß Wissenschaftler und Politiker in verschiedenen „Welten“ mit verschiedenen Sprachen, Werten und Relevanzsystemen und Zwängen lebten, woraus sich eben keine mechanische 1:1-Wissenschaftsrezeption ergeben könne.– Beck & Bonß (1989) u.a. folgende Entwicklungen: 1. Die Differenz zwischen Wissenschaft und Praxis sei nicht als hierarchisch angeordnet, sondern als qualitativ unterschiedlich anzusehen. Wissenschaft liefere nicht per se *besseres*, sondern zunächst einmal *anderes* Wissen. Dies kommt natürlich allen Überlegungen entgegen, die die Produktion und Verwendung wissenschaftlichen Wissens demokratisch organisieren wollen: Wenn wissenschaftliches Wissen nicht per se gut („besser“) ist, muß es auf seine gesellschaftliche Bedeutung hin öffentlich befragt werden – auch danach, inwieweit es sich und seine Konsequenzen reflektiert. 2. Es sei, wie in der Two-Communities-These gesagt, zu berücksichtigen, daß die Verwendung wissenschaftlichen Wissens insofern reflexiv sei, als seine Umsetzung meistens nicht mechanisch erfolgen könne – womit erneut das Konzept einer demokratischen Kontrolle und Organisation gestützt wird.– *Aber*: Was damit ungeklärt – und also „aufklärungs“bedürftig – bleibt, ist, nach welchen inhaltlichen Kriterien sich denn eine Einheit von Kritik und Weiterentwicklung des Alltagsverstandes bemessen kann.

Doch kommen wir auf Gramsci zurück: Ich nehme dessen Spezifizierung „*demokratische*“ WissenschaftlerInnen (hier: *PsychologInnen*) erstens deswegen auf, weil es für PsychologInnen nicht üblich ist und es ihnen in ihrer traditionellen Aus- und Weiterbildung nicht nahegelegt wird, ihre Arbeit in einem „tätigen gesellschaftlichen Verhältnis zu Veränderung der kulturellen Umwelt“ zu sehen. Traditionelle Psychologie und ihre Praxis laufen ja im Gegenteil darauf hinaus, sich auf das Individuum und dessen Zurechtkommen in den bestensfalls bloß als abstrakter Rahmen fungierenden Verhältnissen zu fixieren; das gilt für die PsychologInnen selber wie ihre KlientInnen und die durch sie gebildete Dyade.– Der Witz ist dabei nur, daß sie gerade darin auch ihre kulturelle

Umwelt – systemfunktional freilich – tangieren. Das Zmindest rudimentär – ein Zusammenhangs- und Widerspruchswissen ererectkommen als Existenzform ist ja mit einer Denkweise verbunden, in der traditionelle Psychologie und Alltagsweisheit harmonieren, in der Ausblendung „widersprüchliche(r) und gegensätzliche(r) Interessen“ in gesellschaftlichem Maßstab nämlich, deren „Versöhnung“ als das gemeinsame Merkmal nicht-marxistischer „Ideologien“ sieht: „Die Philosophie der Praxis zielt dagegen nicht darauf, die in der Geschichte und in der Gesellschaft bestehenden Widersprüche friedlich zu lösen, sondern ist im Gegenteil die Theorie dieser Widersprüche selbst“ (PP, 1325).

Ich nehme die Spezifizierung „demokratische“ PsychologInnen zweitens deswegen auf, weil der darin enthaltene Verweis auf die Sphäre des Politischen eine Voraussetzung dafür ist zu begreifen, daß ein emanzipatorisches Lernen aus der Praxis politische und theoretische Voraussetzungen erfordert – und die persönliche (und ggf.) konfliktgeladene Bereitschaft dazu mit sich bringt. Mit Gramsci „läßt sich die Philosophie nicht von der Politik trennen, und es läßt sich sogar zeigen, daß die Wahl und die Kritik einer Weltauffassung (also auch einer psychologischen Konzeption, M.M.) ihrerseits eine politische Tatsache ist“. (PP, 1378). Wenn das so ist, bedeutet das auch, daß unser in Praxisforschungszusammenhängen von Holzkamp (1988) vorgeschlagenes Konzept des „gesellschaftlich-subjektiven Zusammenhangs- und Widerspruchswissens“ revidiert, genauer: in seiner Geltung eingeschränkt werden muß⁵. Mit diesem Konzept sollte faßbar werden, daß, obwohl offizielle psychologische Theorien und vor allem methodologische Vorstellungen den Zusammenhang von psychischem Leid oder psychischen Problemen und kapitalistischen Lebensumständen ausblenden, die, wenn man so will, an der Praxisfront arbeitenden PsychologInnen, mit eben diesem Zusammenhang konfrontiert sind, damit Erfahrungen machen und somit – zumindest rudimentär – ein Zusammenhangs- und Widerspruchswissen erwerben, das in Praxisforschung expliziert und entwickelt werden kann und muß – entwickelt werden *kann*, weil die Grundlagen dafür eben gegeben sind, entwickelt werden *muß*, weil diese Entwicklung unter Handlungsdruck und ohne wissenschaftliche Unterstützung zumindest unwahrscheinlich ist.

Das Problem dieser Konstruktion liegt nun darin, daß sie die Theoretizität der Erfahrung unterschätzt, d.h. den Umstand, daß die in gesellschaftlichen Denkformen beschlossenen theoretischen Verkürzungen bis Ausblendungen des Mensch-Welt-Zusammenhangs auch dessen individuelle Ausblendung durch die einzelnen (PsychologInnen) strukturieren. Die individuelle Reproduktion dieser Denkform wiederum wird dadurch besonders begünstigt, daß die Gesellschaftlichkeit menschlicher Existenz ja kein Gegenstand *unmittelbarer* Erfahrung ist, sondern nur theoretisch

⁵ Vgl. dazu auch meine Überlegungen auf dem 4. Kongreß Kritische Psychologie (Fried et al. 1998, 161 ff).

rekonstruiert werden kann. Soziale Beziehungen sind zwar unmittelbar anschaulich, ihre gesellschaftliche Strukturiertheit hingegen nicht. Das ist übrigens *einer* der Gründe für die „Mehr-Deutigkeit“ des Psychischen bzw. sozialer Beziehungen.

Damit sind wir bei dem Punkt, daß psychologische Praxis immer die Bildung von theoretischen Annahmen - oder einfacher: Theorien⁶ - über Problemursachen und -lösungen impliziert, in der Standardform also die Bildung von Hypothesen über Wenn-Dann-Zusammenhänge („*Wenn* Frau A ihrem Kind konsequent Grenzen setzt, *dann* wird dieses emotional ausgeglichener werden“; „*wenn* Kind B emotional ausgeglichener ist, *dann* kann es seine Orthographie-Probleme bewältigen“). Meine weiteren Überlegen will ich nun von dem schon erwähnten Umstand aus entwickeln, daß in psychologischer Praxis – Diagnostik, Beratung, Intervention – die/der Professionelle mit der Theorienbildung nicht alleine steht, sondern immer auf ein personales Gegenüber trifft, das selber implizite oder explizite Theorien über seine Lage im Kopf hat, so daß *ein wesentliches Moment psychologischer Praxis – formal gesehen – in der potentiellen Konkurrenz und Reformulierung von Theorien* besteht⁷. (Alternativen etwa zu den beiden Beispielhypothesen: „Wenn man einem Kind ‚konsequent Grenzen setzt‘, geht das nicht nur tendenziell auf Kosten von konkreten Situations-Analysen bzw. von Prämissen-Gründe-Zusammenhängen, sondern macht auch das Interesse der Erwachsenen zu einer unhinterfragbaren Konstante⁸, womit das Kind im übrigen den individuelle Grenzen setzenden Charakter kapitalistischer Gesellschaft beigegeben kriegt“; „wenn man Orthographieprobleme auf emotionale Probleme reduziert, geht man an den Eigenarten des Problems ‚Recht-schreibung‘ und der institutionellen Form von deren Vermittlung vorbei“.) Daß ein wesentliches Moment psychologischer Praxis in Theorienkonkurrenz besteht, hat übrigens die Implikation, wie Holzkamp 1988 unter Bezug auf unsere Praxisforschung gezeigt hat, daß der Theorie-Praxis-Bruch in der Psychologie eigentlich als spezifisches Theorie-Theorie-Verhältnis gefaßt werden muß, als ein Bruch zwischen akademischen und praxisbezogenen Theoretisierungen nämlich. (Hier wird allerdings vor allem darauf abgehoben, daß es *innerhalb* der praxisbezogenen Theoretisierung Auseinandersetzungen gibt.) Daß dieser Bruch als Theorie-Praxis-Bruch erscheint, ist demgemäß selber als eine ideologi-

⁶ Streng genommen, handelt es sich hierbei im Hypothesen, die im Unterschied von Theorien ihrer Bewährung noch harren. Es scheint mir aber vor dem Hintergrund der auch in wissenschaftlichen Diskussionen und Publikationen allfälligen Rede von Alltagstheorien sinnvoll, mit einem weiteren Theorienbegriff zu operieren, also die gedankliche Konstruktion von Zusammenhängen nicht nach ihrer Bewährung / Nicht-Bewährung zu differenzieren.

⁷ Vgl. dazu auch Fahl-Spiewack (1995).

⁸ Mit dieser theoretischen Annahme könnte man sich z.B. auf die neue Untersuchung von Imke Dierks (1998) stützen.

sche Form zu untersuchen, in der sich eine Seite als „praktisch“ und damit ja auch als empirisch in gewisser Weise überlegen setzt. Was aber empirisch der „der Fall“ ist, ist gerade theoretisch umstritten und praktisch keineswegs klar. (Dieses Problem wurde in der Plenumsveranstaltung „Kritische Psychologie, psychoanalytische, feministische und postmoderne Ansätze als Varianten der Kritik des psychologischen mainstream: Gemeinsamkeiten und Differenzen“ des 4. Kongresses Kritische Psychologie im Anschluß an den Beitrag von Dieter Sandner kontrovers diskutiert [dokumentiert in: Fried et al., 109ff])

Wichtig in diesem Zusammenhang ist, wie gesagt, *der* spezielle Fall des Theorie-Theorie-Verhältnisses, in dem zwischen *Professionellen* und *Nichtprofessionellen* theoretisch umstritten ist, was der Fall ist, was Gründe, Ursachen, Konsequenzen und Lösungen problematischer Sachverhalte sind oder sein können. Wenn man nun *erstens* bedenkt, in welchem Ausmaße *individuelles* Denken die Reproduktion *gesellschaftlicher* Denkformen ist, und *zweitens*, daß es hier um *lebenspraxis-bezogene* Probleme und Interessen (!) geht, wird deutlich, daß es im psychologischen Theorienstreit zwischen Professionellen und Nichtprofessionellen auch um *ideologische* Auseinandersetzungen geht, daß also dabei Ideologien gegeneinander stehen, und insofern die Professionellen *nolens volens* in politisch-ideologische Auseinandersetzungen verwickelt sind.

Ich finde nun, daß Gramscis Überlegungen zur Änderung der „Volks-, Mentalität“ (PP 1334), zu Ideologien, die „reale geschichtliche Fakten“ sind, die „man bekämpfen und in ihrem Wesen als Herrschaftsinstrumente enthüllen muß“ (PP 1325), und seine Polemik, es sei ein „Hirngespinnst verknöchertes Intellektueller, zu glauben, eine Weltauffassung könne durch Kritiken rationaler Art zerstört werden“ (PP 1301), sehr dazu anregen, sich mit dem politisch-ideologischen Charakter psychologischer Praxis, die ja über Lebenspraxiskritiken bloß rationaler Art hinausgeht, auseinanderzusetzen bzw. ihn praktisch – und psychologie-kritisch – zu *befördern*. Dies auszubauen, würde übrigens auch einschließen müssen, auf die Überlegungen der Handlungsforschung aus der und infolge der Studentenbewegung zurückzukommen, für die ja die Einheit von Erkennen und Verändern auf Lebenspraxis und deren politisch-ideologische Dimensionen gerichtet war. Diese Fragen sind zwar im subjektwissenschaftlichen Bezug der Kritischen Psychologie auf die Handlungsfähigkeit der Menschen als Forschungsfragen im Verhältnis von Forschern und sog. Mitforschern angetippt worden, m.E. aber noch zu wenig, allemal zu wenig bezogen auf diejenige psychologische Praxis, die nicht Forschung im engeren Sinne ist, in der also Veränderungsprozesse nicht so *systematisch* beschrieben, reflektiert, *methodisch* kontrolliert, auf ihre Geltung und auf ihre Verallgemeinerbarkeit hin befragt werden wie in Forschungskontexten i.e.S.

Ich halte also das Problem (der Reflexion) des Politischen in der psychologischen Praxis aus mindestens zwei Gründen für wichtig: *erstens*, weil die Psychologie sowohl als Fach im allgemeinen als auch in ihrer aktuellen Entwicklung im besonderen dazu neigt, Probleme zu ent-inhaltlichen, sie von gesellschaftlicher Bezüge zu reinigen, und *zweitens*, weil, sich dazu bewußt zu verhalten, Voraussetzung dafür ist, kapitalistische Lebensumstände als Teil psychologischer Probleme zu begreifen, sich selber als Teil gesellschaftlicher Veränderungen zu verstehen und so dafür erforderliches „gesellschaftlich-subjektives Zusammenhangs- und Widerspruchswissen“ erwerben, entwickeln und verbreiten zu können.

Dies alles bedeutet auch, daß die für die Kritische Psychologie sozusagen klassische Frage nach der Relevanz der Psychologie, also danach, wieweit sie emanzipatorisch-praktisch bedeutsam sein kann, wegen der *Entwicklung* des Faches, seiner gesellschaftlichen Funktionalität und gegenüber damit sich entwickelnden *ständischen* Interessen der PsychologInnen immer wieder neu (selbst-) kritisch gestellt werden muß.

In der zur Verfügung stehenden Zeit möchte ich das Gemeinte noch an einigen Beispielen veranschaulichen und konkretisieren, wobei ich mich auf meine eigenen Praxisforschungs-Erfahrungen in unterschiedlichen Projekten stützen kann.

1. Es ist durchaus offen und potentiell umstritten, was ein psychologisches Problem ist, anders: wann und von wem ein problematisch empfundener Sachverhalt als psychologisches Problem definiert wird. Die Frage gewinnt natürlich in dem Maße an Aktualität und Bedeutung, in dem die Zahl der PsychologInnen steigt, die Arbeit und damit Fälle und damit psychologische Probleme, das heißt also Probleme brauchen, die als psychologische definierbar sind. Ich muß hier vermutlich nicht lange begründen, daß die hier bestehende Falle die der *Psychologisierung* ist, der Reduktion gesellschaftlicher auf psychologische Fragen. Selbstkritisch zu fragen ist also immer, wie es eigentlich zustande kommt, daß ein Problem als sinnvollerweise einer psychologischen „Bearbeitung“ anheimzugeben erklärt wird. Die damit verbundenen Fragen und Antworten sind sowohl innerpsychologisch theorieabhängig und dementsprechend umstritten und, wie unsere Erfahrungen zeigen, auch zwischen Professionellen und Nichtprofessionellen, die ja auch Theorien über Psychologie im allgemeinen und deren Geltungsbereich im Kopf haben. Zu hinterfragen ist dabei u.a., wer wessen Problem wie definiert. Wo etwa werden Sachverhalte wie Wohnungsgröße und Familienbeziehungen, organisatorische Fragen in der ambulanten Versorgung körperlich Behinderter und die Beziehungen zwischen Helfern und Behinderten lediglich auf psychologische Probleme zwischen Personen verkürzt? *Wo* dies geschieht, finden politisch und ideologisch anti-emanzipatorische Problemverschiebungen statt.

Ein aktueller Fall dieses Problems ist m.E. übrigens die sozialarbeiterisch-psychologische Verschiebung oder Verkürzung faschistische Gewalt von Jugendlichen.

2. Massiv treten derartige Verkürzungen in *Erwartungen* an psychologische Beratung, insbesondere an Therapie auf. Hier können Aufgaben, die an psychologische Praxis herangetragen werden, die darin bestehen, PsychologInnen für die Versäumnisse von Auftraggebern einzuspannen, um die Bedeutung realer Behinderungen unter Ausklammerung und im Überspringen (der Veränderbarkeit) problematischer Lebensumstände zu lindern; es können aber auch die Betroffenen selbst mit der Hoffnung an PsychologInnen herantreten, ihre eigene Lebensführung innerhalb problematisch werdender Situationen an Fachleute delegieren zu können, was mit einer von gesellschaftlichen Bezügen losgelösten abstrakten und letztlich unerfüllbaren Kompetenzerwartung harmoniert. Diese gedankliche Ausmerzungen des Zusammenhangs individueller und gesellschaftlicher Reproduktion bedeutet gleichzeitig eine *Entgrenzung* der Psychologie und ihrer Praxis.

Dabei begünstigt die subjektive Unverfügbarkeit von Situationen einerseits das sog. „Bedingtheitsdenken“, also ein Denken, wonach je ich quasi Spielball der Bedingungen bin, ein Denken, das in der experimentell-statistischen Psychologie auf den methodologischen Begriff gebracht ist. Auf der anderen Seite kann therapeutisches Denken als bloß abstrakte Alternative dazu gefaßt werden, wenn darin eine frei flottierende Subjektivität sich in Interpretationen und Selbst- und Umdeutungen erschöpft – sich also gerade *nicht* in einem „tätige(n) gesellschaftliche(n) Verhältnis zu Veränderung der kulturellen Umwelt“ sieht, um Gramscis Formulierung von oben noch einmal aufzugreifen: In beiden Fällen stehen die Lebensbedingungen nicht zur Disposition.

Es ist allerdings auch nicht auszuschließen, daß sich gerade diese Unerfüllbarkeit der erwähnten Kompetenzerwartung in ein sich *perpetuierendes* Bemühen um ihre Erfüllung verkehrt, Therapie also zur mehr oder weniger selbstverständlichen Lebensbegleitung im individualisierten Modus des interpretatorischen Zurechtkommens wird: Therapie als Religionsersatz, ähnlich wie (nicht nur Mode-) Religionen sich psychologischer Mätzchen bedienen; aber auch – in der Formulierung von Jochen Kalpein, der einen Therapieverlauf untersuchte – Therapie als „Erlebnis für Gesunde“, als der Versuch, sich seiner selber als Monade klar zu werden, der es darauf ankommt, die unveränderte Welt nach wechselnden Bedürfnissen zu interpretieren.

3. Die Ausblendung gesellschaftlicher Bezüge läßt sich auch an jener binnenpsychologischen bzw. innerprofessionellen Herangehensweise verdeutlichen, die „Supervision“ genannt wird. Hier imponierte uns, wie Arbeitsprobleme von PsychologInnen doppelt entinhaltlich werden: Durch Ausblendung der konkreten Lebensbezüge der KlientInnen

und der institutionellen und fachlichen Zwänge der PsychologInnen selber. Zunächst werden die auftretenden Probleme auf Beziehungsprobleme zwischen PsychologInnen und KlientInnen reduziert, womit dann der Boden dafür bereitet ist, diese Beziehungsprobleme auf persönliche Probleme der PsychologInnen zurückzuführen, womit wiederum das Feld psychologischer Bearbeitung die PsychologIn selber ist, die auf diese Weise sozial darin bestärkt oder enthemmt wird, in ihrer Praxis konkrete Lebensprobleme anderer zu entwichten.

Bei diesen Veranschaulichungen stand im Vordergrund, wie das traditionell-psychologische Denken *per se* entpolitisiert wirkt. Ich möchte aber noch zumindest andeuten, daß dies alles zwar naheliegt, aber nicht zwingend ist. Wenn PsychologInnen bewußt gegen den Sog dieses Haupt-Stroms der psychologischen Praxis anschwimmen wollen, müssen sie sich aber, wie oben skizziert, im klaren sein, daß sie erstens mit den geschilderten Erwartungen konfrontiert werden, und daß sie zweitens, vor allem, sofern sie sich *nicht* darauf einlassen, in inhaltliche Kontroversen verwickelt werden, etwa in Fragen der Kindererziehung und der darin enthaltenen entsubjektivierenden Planungs- und Anpassungszumutungen – bis hin zu der Frage, ab wann ein ‚Ebenenwechsel‘ von psychologischer zu direkt administrativer oder politischer Praxis notwendig wird.

Ich komme zum Schluß. Bei seinen Überlegungen, wie unterschiedliche gesellschaftliche Schichten kritische Denkanstöße gegen können, spricht Gramsci von Berufen, die, „in ihrer spezialisierten Tätigkeit einen nicht unerheblichen kulturellen Anteil ... (umschließen)“ (PP, 1392). Sicher gehört die Psychologie dazu. M.E. entwickeln sich nicht unerhebliche Teile der psychologischen Praxis funktional in die Richtung enthistorisierender, individualisierender und entpolitisierende Welterklärungen bzw. Verschleierungen des konkret-historischen Mensch-Welt-Zusammenhangs, in Richtung auf konstruktivistisch sich selbstbescheidende Eingemeindungen in die Welt, wie sie ist, im therapeutischen Extrem in Richtung auf die klassische Funktion der Religion, allerdings mit einem diesseitigen Heilsversprechen der Selbstkongruenz für die Therapie-Junkies. Psychologie als Lehre vom richtigen Leben im falschen, mit Adorno (1951, 42) gesprochen.

Es scheint mir für *kritische* PsychologInnen schwerer zu werden, sozusagen psychologie-immanent gegen die bürgerliche Konkurrenz emanzipatorisch zu anzuarbeiten *und* dabei Geld zu verdienen. Wir brauchen dringend – für psychologische Praxis wie für psychologische Forschungsprojekte – „linke“ Diskussionszusammenhänge, in denen die aufgeworfenen Fragen – zwischen emanzipatorisch-wissenschaftlichem Anspruch, dem Sog des inner- und außerakademischen psychologischen mainstream und der Notwendigkeit materieller individueller Reprodukti-

on – diskutiert werden können, und in denen *psychologische Praxis als Moment politisch-kultureller Veränderung* begriffen wird.

Literatur

- Adorno, T.W. 1993. *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben.* Frankfurt/M. (erstmalig 1951 erschienen).
- Baller, R. Restriktive und verallgemeinerte Handlungsfähigkeit. Zur Neubestimmung eines kritisch-psychologischen Zentralkonzepts im Rahmen des subjektwissenschaftlich-vermittlungsanalytischen Paradigmas der Kritischen Psychologie. Dissertation am Fachbereich Philosophie und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin.
- Beck, U. & Bonß, W. 1989. *Weder Aufklärung noch Sozialtechnologie? Studien zur Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens.* Frankfurt/M.
- Dierks, I. 1988. *Alltag und Therapie. Praxisprobleme in einer systemisch orientierten stationären kinder- und jugendpsychiatrischen Einrichtung.* Unveröffentlichte Diplomarbeit am Studiengang Psychologie der FU Berlin.
- Elfferding, W. & E. Volker. 1979. *Società civile, Hegemonie und Intellektuelle bei Gramsci.* In: *Projekt Ideologie-Theorie, Theorien über Ideologie.* Berlin: Argument, 61-82.
- Fahl-Spiewack. 1995. *Attribution und Handlungsfähigkeit. Eine subjektwissenschaftliche Perspektive.* Hamburg: Argument.
- Fried, B., C. Kaindl, M. Markard & G. Wolf (Hg.). 1998. *Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft. Bericht über den 4. Kongreß Kritische Psychologie, 6. bis 9. Februar 1997 an der FU Berlin.* Hamburg: Argument
- Gramsci, A. 1995. *Philosophie der Praxis (Gefängnis-Hefte 10 und 11).* Berlin: Argument.
- Haug, F. 1995. *Arbeitsfreundschaft. Erinnerungen an Klaus Holzkamp.* Das Argument 212, 857-866.
- Haug, W.F. 1995. *Klaus Holzkamp (30.11. 1927 – 1.11. 1995).* Das Argument 212, 809-811.
- Holzkamp, K. 1970. *Zum Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis.* Psychologische Rundschau, 21, 1–22.
- Holzkamp, K. 1988. *Praxis: Funktionskritik eines Begriffs.* In: Dehler, J. & Wetzel, K. (Hg.), *Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie. Bericht von der 4. internationalen Ferienuniversität Kritische Psychologie 1987 in Fulda.* Marburg: Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, 15– 48.
- Jehle, P. 1994. *Alltagsverstand.* In: Haug, W.F. (Hg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 1.* Hamburg: Argument, Sp. 162-167.
- Kaindl, C. 1998. *Gesellschaftliche Dimensionen individueller Handlungsfähigkeit – zur Debatte um ein kritisch-psychologisches Grundkonzept.* Unveröffentlichte Diplomarbeit am Studiengang Psychologie der FU Berlin.
- Markard, M. 1994. „Wie reinterpretiert man Konzepte und Theorien?“. *Forum Kritische Psychologie* 34, 125-155.
- Markard, M. 1995. *Theorie und Erfahrung. Klaus Holzkamps Impulse für eine subjektwissenschaftliche Praxisforschung.* Das Argument 212, 887-892.
- Markard, M. 1998. *Handlungsfähigkeit und psychologische Praxis.* In: Fried, B. et al. (Hg.), 161-171.
- Markard, M. & Holzkamp, K. 1989. *Praxis-Portrait. Ein Leitfaden zur Analyse psychologischer Berufstätigkeit.* *Forum Kritische Psychologie* 23, 5-49.